

Pfarrer Tobias Ziemann, Potsdam

Montag, 25. Oktober – Lohnt sich das noch?

Sie hatte schon so ein langes Leben hinter sich, konnte sich wirklich nicht beschweren. Das Schicksal hatte es gut mit ihr gemeint. Und sie dachte nur: „Lohnt sich das noch?“

Die Frage hallte ihr noch lange durch den Kopf. Denn die Ärztin hatte ihr eine umfangreiche Behandlung der Krebserkrankung vorgeschlagen. Mehrere Zyklen Chemotherapie, ohne Sicherheit auf Erfolg.

Sie sah ihren Mann – käme er allein zu Recht? Und ihre Kinder. Klar, die waren längst erwachsen. Aber die Enkel! Was würde sie vielleicht verpassen, wenn sie die Behandlung ablehnte? Das Urenkelkind war ja schon auf dem Weg. Sie lebte doch so gern!

„Lohnt sich das noch?“ fragte sie mich bei einem Treffen, „mit über 80, diese lange, teure Behandlung? Was ist der Wille Gottes, wenn die Medizin immer mehr Möglichkeiten hat?“ Und ist es nicht auch gut, „Lebwohl“ zu sagen, wenn der Weg zu schwierig wird?

Ja, das kann sein, dachte ich da. „Das wäre wohl ein demütiger, ein frommer Weg nach einem reichen und erfüllten Leben. Aber ebenso kann es gut sein, dass sich noch wunderbare Jahre anschließen. „Was ist der Wille Gottes, wenn die Medizin immer mehr Möglichkeiten hat?“ Eine Lösung hatte ich nicht, natürlich kenne ich auch andere Geschichten. Und es ist niemals eindeutig, was der richtige Weg ist, und was der falsche. Ich trug ihre Geschichte mit mir durch ein ganzes Jahr. Herbst, Winter, Frühling...

Dann ich sah sie im letzten Sommer wieder! Klein und verschmitzt saß sie hinter einem riesigen Eisbecher. Die Sonne schien, Boote schipperten auf der Havel vorbei. Und sie sah voller Glück zu ihrem Mann herüber. Ja, das war eine Perücke auf ihrem Kopf, die eigenen Haare waren ausgeblieben nach der Chemo. Kein leichter Weg, er hatte sie gezeichnet. Doch wie sie da saß mit ihrem Eisbecher, dachte ich, es hatte sich gelohnt.

Diese letzte Woche im Oktober möchte ich hoffnungsvoll beginnen. Mit einer guten Erinnerung. Vielleicht sogar mit einem Eisbecher.

Dienstag, 26. Oktober – Das John-Cage-Projekt in Halberstadt

„So langsam wie möglich“ oder im englischen Original: „as slow as possible.“ So lautet der Titel eines Kunstprojekts in Halberstadt am Harz. Ein Musikstück des amerikanischen Künstlers John Cage wird hier mit einer einfachen Orgel aufgeführt, und zwar „so langsam wie möglich“. Ganze 639 Jahre soll es dauern, vom Erklängen des ersten Tons im September vor 20 Jahren bis zum Verstummen der letzten Harmonie in nunmehr 619 Jahren.

Ein unglaublicher Zeitraum. Niemand, der heute lebt, wird hören, wie es ausgeht. Und es erschließt sich auch kein wirklich schöner Klang. Nein, die kleine Orgel steht am Rand einer alten Klosterkirche und tutet vor sich hin. Sieben Töne sind es im Augenblick.

Beim letzten „Tonwechsel“ vor einem Jahr kamen trotz Corona tausend Menschen in das Kloster. Nur um zu erleben, wie zwei neue Pfeifen in die Orgel gesetzt wurden. Der nächste Wechsel ist im Februar, da wird ein „e“ entfernt, einfach nur ein „e“. Und wieder wird es eine große Gemeinde magisch anziehen.

Das alles ist einerseits verrückt und sogar etwas übermütig. Wer weiß denn heute, ob sich in fünfzig oder hundert Jahren noch jemand dafür interessiert, dass dort ein paar Orgelpfeifen Töne erzeugen. Und ob unsere Spezies noch so lange durchhält, angesichts der drohenden Verteilungskämpfe auf der Erde oder in der Gewissheit der globalen Erwärmung? Niemand kann Auskunft geben über die Erde in 619 Jahren!

Und doch: Es geht eine Kraft davon aus, mit der ich selber nicht gerechnet hatte. Da stand ich plötzlich zwischen alten Klostermauern, sieben schrille Orgeltöne im Ohr, und war von innen tief berührt. Es fühlte sich an wie „außerhalb der Zeit“. Und dieses Motto leuchtete mir augenblicklich ein: As slow as possible, so langsam wie möglich.

Du musst nicht immer schneller werden, immer mehr vollbringen. Du brauchst jetzt nicht aufs Smartphone schauen. Du musst heute keine großen Werke schaffen, musst nichts zum Glänzen bringen. Sei einfach hier, in diesen alten Mauern, zwischen diesen Tönen. Und spüre, dass sie noch klingen werden, wenn Du nicht mehr bist. So langsam wie möglich. Ein Hauch von Ewigkeit.

Pfarrer Tobias Ziemann, Potsdam

Mittwoch, 27. Oktober – Die erschöpfte Soldatin (CFS)

An manchen Tagen kann sie das Bett nicht verlassen, kann dem Sohn kein Frühstück machen. Alles bleibt dann liegen zu Hause, aussichtslos. Dann bräuchte sie jemanden, der ihr hilft und sie pflegt – aber die Diagnose ist noch jung, die Krankheit kaum erforscht. CFS heißt ihre Krankheit abgekürzt, „Fatigue“, ein chronisches Erschöpfungssyndrom.

Kannte ich nicht, bis sie mich anrief und Hilfe bei mir suchte. Kennen auch die Ärztinnen und Ärzte nicht, denen sie sich vorstellt. Immer auf der Suche nach jemandem, der mitkämpft gegen ihre Müdigkeit, die aus heiterem Himmel kam. Und niemand weiß, woher sie plötzlich auftaucht. Das sei doch nur psychisch sagen die einen oder sie solle sich nicht so haben. Davon bekommt sie sicher keine Kraft.

Wie eine Soldatin ohne Schutz und ohne Waffen. Eine Soldatin, die kämpft und kämpft, gegen Windmühlen und Institutionen, ohne Aussicht auf Erfolg.

An andern Tagen ist es besser, da kann sie kämpfen. Eine Selbsthilfegruppe besucht sie dann, steht anderen Erkrankten übers Telefon bei. Sie sucht nach Ärztinnen und Ärzten, die sich auskennen mit CFS – um endlich eine andere Diagnose zu bekommen, eine Therapie und Unterstützung im Alltag!

Ja, da ist etwas Geld, das eine kirchliche Stiftung ausgeschüttet hat. Für die Rechnungen, die die Krankenkasse nicht mehr übernimmt. Das gibt ihr Freiheit. Aber wie viel einfacher könnte ihr Leben sein, wenn klar wäre: Auch du bekommst jetzt Unterstützung vom Gesundheitssystem. Du fällst nicht mehr durch das Netz, du erschöpfte Soldatin.

Dass meine Gebete eine Hilfe sind, kann ich nur hoffen. Dass Gott auch dieses Lebensschicksal kennt und sieht, ihr beisteht in der Müdigkeit. ER weiß bestimmt, wie viele Menschen unter dieser Krankheit leiden. ER kennt die Ohnmacht, die von CFS ausgeht. Nicht nur für die Betroffenen, auch für alle Angehörigen, die mitkämpfen müssen.

Eine ganze Armee von Soldatinnen und Soldaten gibt es, versteckt in Wohnungen, auf Sofas, in Betten, die keine Kraft mehr haben. Die aber jeden Tag wieder kämpfen müssen, um zu überleben. Für sie alle bete ich: Hilf ihnen, Gott! Steh ihnen bei. Und stärke sie für ihren Kampf – auf dass sie ihn eines Tage nicht mehr kämpfen müssen!

Donnerstag, 28. Oktober – Helge Schneiders Blick auf seinen Sohn

Es war schwer auszuhalten, mit welchem Blick der Vater den Sohn ansah – und wie der Sohn sich leiten ließ von diesem Blick. Die Großbildschirme zeigten es genau: Der Vater saß hinterm Klavier und dirigierte nebenbei das Schlagzeug.

Das war ein Abend mit dem Künstler Helge Schneider. Denn neben allem Klamauk, hinter dem grotesken Humor stehen andere Gefühle. Großer Ehrgeiz und eine unglaubliche Akribie begleiten seine Auftritte jedes Mal. Und immer ist er leicht aus der Ruhe zu bringen, fühlt sich schnell gestört.

Im letzten Sommer brach Schneider eine Show ab, weil die Gastronomie ihm auf die Nerven ging. Außerdem hätte er keinen guten Kontakt zum Publikum aufbauen können, das in Strandkörben saß. Ein andermal musste ein Kameramann die Bühne verlassen, weil er dem Künstler zu nahe gekommen war, das hatte ich selbst erlebt.

Entsprechend nervös war ich vor Helge Schneiders Auftritt im August in der Berliner Waldbühne. Würde er überhaupt zu Stande kommen? Doch er kam, sah und spielte. Ließ sich sogar von einem schrägen Vogel im Publikum beeinflussen. Es wurde lustig – aber auch dieses Mal kam die andere Seite des Ausnahmekünstlers zum Vorschein, der krasse Ehrgeiz. Denn am Schlagzeug saß kein alter Hase wie sonst, nein, da saß Schneiders kleiner Sohn Charly. 11 Jahre alt, ziemlich begabt an dem Drums – aber unter den strengen Augen seines Vaters.

Klar, das werden die Wenigsten so wahrgenommen haben. Es sieht ja auch erst einmal sehr cool aus, wenn ein Kind am Schlagzeug sitzt und es auch noch gut klingt. Aber ich werde auch nicht der einzige gewesen sein, der diesen Blick vom Vater auf den Sohn empfunden hat und darüber ins Nachdenken gekommen ist:

Mit welchen Blicken schauen wir auf unsere Kinder? Was lösen diese Blicke aus? Und wie wurdest Du selbst früher angesehen, als Kind? Ehrgeizig und streng? Stolz oder enttäuscht? War da überhaupt jemand, die oder der Dich angesehen hat, ein Vater, eine Mutter? Jemand mit Zeit und einem guten Blick für Dich?

Gut, wenn Du dich an freundliche Vater- oder Mutteraugen erinnern kannst. Und gut wenn Du weißt, dass noch heute, egal wie alt Du bist, die liebevollen Augen Gottes auf Dir ruhen – ohne jeden Ehrgeiz.

Freitag, 29. Oktober – „Wir rufen Dich, Galaktika!“

„Wir rufen Dich, Galaktika!“ So hieß es früher manchmal in der Kindersendung „Hallo Spencer“. Immer dann, wenn es aussichtslos geworden war, wenn ein Konflikt oder ein Dilemma nicht mehr aufzulösen waren, riefen die Figuren nach der violetten Fee Galaktika vom fernen Stern Andromeda. Ein paar Augenblicke später erschien sie dann, milde und warm, und sorgte für Versöhnung und Hilfe.

Wie schön das wäre, davon singt die Liedermacherin Dota auf ihrem letzten Album. Sie sieht, in welche Lage wir uns als Menschen manövriert haben, als einzige Spezies der Erde, die all das zerstört, was sie so sehr zum Leben braucht. „Wir haben Mist gebaut“, singt Dota. Sie bekennt, dass wir von alleine nicht mehr weiter kommen. Und dann singt auch sie, wie in der Kindersendung: „Wir rufen Dich Galaktika, vom fernen Stern Andromeda! Renk es ein, mach, dass es geht. Bitte komm bald, es ist noch nicht zu spät!“ Ein Kinderlied der Hoffnung.

Natürlich glaube ich nicht an die lila Fee Galaktika. Ich glaube an Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und der uns – offenbar in großem Optimismus – die Erde anvertraut hat. Bei ihm sind meine Rufe und Gebete besser aufgehoben als bei Galaktika, der Märchenfigur. Von Gott gibt es viele Glaubenszeugnisse, Menschen haben seine Hilfe in ihrem Leben erfahren. Der ferne Stern mit seiner Fee hingegen, das bleibt Phantasie.

Das Kinderlied hilft aber trotzdem weiter! Denn es macht deutlich, dass Gebete hier nur der erste Schritt sind. Schutz und Erhalt des Lebens auf der Erde sind eben unsere Aufgaben. Und das weiß auch Dota, die Liedermacherin. So steht an Ende ihres Liedes die Einsicht:

Ich weiß: Du kommst natürlich nicht
und, ja, das heißt: Wir sind nicht aus der Pflicht.
Aber, ach lasst mir diesen Moment, in ihrem lila Licht.

Auch wenn Gott schon einmal in unsere Welt gekommen ist; angesichts der Klimakrise wissen wir genau, dass wir selber handeln müssen. In dieser Überzeugung gehen so viele Menschen freitags auf die Straße, auch die Kirche ist dabei. Denn Gemeinschaft und Gebete brauchen wir, um Kraft zu sammeln! Im „lila Licht“ Gottes tanken wir auf, stärken uns gegenseitig. Die Menschheit aber hat es am Ende selber in den Händen, ihre Lebensgrundlage zu erhalten. Denn das echte Leben ist keine Kindersendung.

Pfarrer Tobias Ziemann, Potsdam

Samstag, 30. Oktober „Der evangelische Patient“ (Zum Reformationstag)

Die Evangelische Kirche ist krank und bedarf dringend eines Wunders, um wieder gesund zu werden. So schreiben es zwei evangelische Pfarrer in ihrem Buch „Der evangelische Patient.“ Das ist im Frühling erschienen und gibt eine gute Lektüre ab für den morgigen Reformationstag. Da erinnert sich die evangelische Kirche nämlich daran, woher sie kommt und welchen Weg sie schon gegangen ist.

504 Jahre ist der große Tag nun her, als Martin Luther in Wittenberg die Reformation einläutete. Dass die Kirche krank war, spürte er damals auch. Und so stieß er mit seinen Thesen die Fenster auf, hinter denen es viel zu lange keine Luftbewegung mehr gegeben hatte.

Auch so, wie es heute läuft, kann es nicht weitergehen, heißt es in dem Buch „der Evangelische Patient“. Viel zu sehr sei die Kirche mit sich selbst beschäftigt. Strukturreformen und Verwaltungsaufgaben treiben sie um. Immer weniger Menschen gehören dazu. Das alles werde von Corona noch verschärft, aber es war schon vorher schlimm. Der evangelische Patient ist krank – und kann nicht anders gesunden als durch ein Wunder.

Die Verfasser des Buches haben deshalb Wundergeschichten aus der Bibel neu gelesen. Und sie fragen: Glauben wir das eigentlich? Glauben wir, dass Jesus damals Menschen heilen konnte? Sie erzählen von der gebeugten Frau, die alles darum gegeben hat, auch nur ein winziges Stück der Kleidung Jesu zu berühren. Oder vom gelähmten Mann, für den seine Freunde das Dach eines überfüllten Hauses abdeckten, um ihn zu Jesus herabzulassen. Die Geschichten sind geprägt von wahnsinnigen Vertrauen.

Wieder wahrhaftig auf Jesus Christus zu vertrauen, also auf Wunder zu hoffen, das sei auch unsere einzige Möglichkeit als evangelische Kirche, sagen die beiden Autoren ohne jeden Fundamentalismus. Das ist sicher nicht einfach. Es sei nur eben alternativlos, wirklich zu vertrauen: Die Geheilten von damals hätten geschrien, bis Jesus sie gehört haben. Sie hätten sich zu ihm tragen lassen und gegen die Vernunft, gegen den Augenschein vertraut: Er wird helfen!

Als Angehöriger des „evangelischen Patienten“ wünsche ich mir, dass er gesund wird. Tun will ich, was mir möglich ist! Am Reformationstag jedoch einmal mehr auf das Wunder hoffen, das nur Jesus uns schenken kann. Damit meine Kirche endlich gesund wird.